



Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 13

1. Oktober 1938

Nummer 2

Inhalt: H. Frederichs, Die Gründung der Stadt Fischhausen Seite 21 — Carl Grommelt, Urkundliches vom Schloß Fintenstein, Kreis Rosenberg Westpr., Seite 25 H. Lenz, Eine untergegangene Industrie im Stradiktal, Seite 29 — Buchbesprechungen, Seite 33

Die Gründung der Stadt Fischhausen

Von H. Frederichs.

Über die Gründung der bei der Burg Schönewik angelegten Stadt Fischhausen liegen drei Urkunden vor. In der ersten vom 7. April 1299 erlaubt Bischof Siegfried von Samland den vier Lokatoren Bernhard von Barth, Hermann von Grimmen, Hennecke Kruse und Hennecke von Baggendorf eine Stadt in Schönewik zu gründen¹⁾. In der zweiten Urkunde vom gleichen Tage stellt der Bischof der Stadt Schönewik eine erste Handfeste aus²⁾. In der dritten Urkunde vom 19. August 1305 erhält die Stadt bei der Burg Schönewik eine zweite Handfeste³⁾. Aus diesen drei Urkunden glaubte man entnehmen zu können, daß die Gründungsunternehmer des Jahres 1299 bei ihrer Aufgabe, die sie innerhalb von drei Jahren zu vollenden versprochen, gescheitert sind, so daß der Bischof den Vertrag mit den Lokatoren lösen und das Werk selbst in die Hand nehmen mußte⁴⁾. Die beiden Urkunden von 1299 seien annulliert worden⁵⁾. Das Jahr 1305 wird als das eigentliche Gründungsjahr der Stadt Fischhausen angesehen⁶⁾.

¹⁾ Urkb. des Bist. Samland S. 98 Nr. 190.

²⁾ a. a. D. Nr. 191.

³⁾ a. a. D. S. 117 Nr. 208.

⁴⁾ W. Boetticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Samlandes (Königsberg 1898) S. 44. — G. U. Scheiba, Gesch. der Stadt Fischhausen (Fischhausen 1905) S. 11 f. — D. Schlicht, Das westl. Samland (Dresden 1922) S. 22 f. — P. Siegmund, Deutsche Siedlungstätigkeit der samländischen Bischöfe und Domkapitel vornehmlich im 14. Jh. (Mitpr. Forsch. 5, Königsberg 1928) S. 271 f.

⁵⁾ Scheiba a. a. D. S. 12.

⁶⁾ Scheiba a. a. D. und Schlicht a. a. D. S. 23.

Rudolph

Betrachtet man jedoch die drei Urkunden genauer und stellt sie in einen größeren Zusammenhang, so kommt man zu einer anderen Beurteilung der Gründungsvorgänge. Es muß zunächst schon auffallen, daß wenigstens einer der Lokatoren als Bürger der neuen Stadt auch in der Urkunde von 1305 vorkommt, hier offensichtlich an der Spitze der Bürgerschaft oder als bischöflicher Stadtschulze: Bernhard von Barth hat die 6 Jahre über ausgehalten. Es ist nicht anzunehmen, daß der Bischof einen gescheiterten Unternehmer an die Spitze der Stadt gestellt hätte. Wahrscheinlicher ist, daß Bernhard von Barth von den drei anderen Lokatoren zum Schulzen gewählt wurde, wie dies ja in der Urkunde von 1299 vorgeesehen war⁷⁾.

Waren diese Lokatoren überhaupt nichts weiter als private Unternehmer, die auf Grund ihrer organisatorischen oder technischen Kenntnisse und mit Hilfe des ihnen vielleicht zur Verfügung stehenden Kapitals hier mit der Gründung einer Stadt ihr Glück versuchen wollten? Oder standen hinter ihnen nicht doch vielleicht die Bestrebungen einer größeren Gemeinschaft?

Die Namen der Lokatoren und der ersten Bürger von Fischhausen weisen nach Vorpommern. Barth und Grimmen sind zwei Städte in der Nähe von Stralsund, Baggendorf ist ein großes Kirchdorf westlich von Grimmen, Steinhagen ein Dorf südöstlich von Barth. Es ist nun nicht so, daß etwa Bernhard aus Barth, Hermann aus Grimmen, Henneke aus Baggendorf und Johannes aus Steinhagen unmittelbar nach Fischhausen kam. Ihre Vorfahren erhielten vielmehr diese Namen, als sie aus den genannten Orten nach Stralsund zogen und sich dort niederließen. Die Barte, Grimme, Kruse, Backendorf, Meydenburgh, Scriber und Steynhahn sind bekannte Stralsunder Bürgerfamilien jener Zeit, die zum Teil den ratsfähigen Geschlechtern angehörten⁸⁾. Die Gründungsunternehmer und ersten Bürger von Fischhausen sind also Stralsunder Bürgeröhne gewesen. Von Johann Steinhagen, einem der Stralsunder, später Fischhausener Bürger, haben wir sogar ein urkundliches Zeugnis, daß er zur Zeit, als Fischhausen gegründet wurde, in Preußen weilte⁹⁾ und später, aus Stralsund vertrieben, in Fischhausen sich als Bürger niederließ¹⁰⁾.

Es ist bei den Städtegründungen im ersten Jahrhundert der Ordensherrschaft in Preußen oft so gewesen, daß die Interessen des Landesherrn mit den Wünschen älterer deutscher Handelsstädte zusammentrafen. Während der Orden zum Beispiel bei der Gründung von Thorn, Kulm und Elbing Stützpunkte errichten wollte, um von hier aus seine militärischen Operationen und später die Besiedlung des Landes leiten zu können, gingen die Wünsche der Lokatoren dahin, mit

⁷⁾ Predictis vero quatuor viris in recompensacionem expensorum suorum conferimus, ut inter se iudicem constituent, qui ad hoc ydoneus sit . . .

⁸⁾ Vgl. F. Fabricius, Das älteste Stralsunder Stadtbuch (Strals. 1872). — Chr. Reuter u. a., Das zweite Stralsunder Stadtbuch (Strals. 1896—1901). — R. Ebeling, Das älteste Stralsunder Bürgerbuch (Stettin 1926).

⁹⁾ Preuß. Urkb. I 2 S. 486 Nr. 784.

¹⁰⁾ Samländ. Urkb. S. 120 Nr. 209.

den neuen Städten Handelszentren zu gründen, in denen die Produktion des Ostens, wie Getreide, Schlachtvieh, Holz, Wähe usw. gesammelt wurde, um von hier nach den Industriegebieten Westeuropas verfrachtet zu werden¹¹⁾. Der Stadtgründung am Nordufer des Frischen Haffs durch Stralsunder Bürger lagen vermutlich ähnliche Motive zugrunde, wenn der hier begehrte Handelsartikel auch nicht aus Getreide und Vieh, sondern eher aus Fischen bestanden haben wird. Manches deutet darauf hin. Die Bürger vertauschten den älteren Namen Schönewik mit dem Namen Fischhausen¹²⁾ und nahmen einen Fisch neben den Bischofsinsignien in ihr Wappen¹³⁾. Sie erhielten das Recht, im Frischen Haff und in der Ostsee zu fischen¹⁴⁾. Noch 1692 wird gerühmt, daß die Stadt „überflüssige Fisch“ habe¹⁵⁾, und ein Platz in der Nähe der Stadt heißt der „Fischkauf“¹⁶⁾. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die neue Stadt als Umschlagplatz für den Fischhandel gedacht war. Wenn aber hinter der Gründung der Stadt Fischhausen die Handelsinteressen Stralsunder Bürger standen, so wird man die vier Lokatoren nicht mehr lediglich als Privatunternehmer auffassen dürfen, die sich von heute auf morgen von einem aussichtslosen Unternehmen zurückziehen konnten.

Auch die drei eingangs erwähnten Urkunden erhalten dann einen andern Sinn. Die erste Urkunde stellt den Vertrag dar, den der Landesherr mit den Unternehmern schloß. Die gegenseitigen Rechte und Pflichten werden hier festgesetzt. In der zweiten Urkunde vom gleichen Tage erhalten die Lokatoren gleichsam das Programm für die neue Stadt. In der Arenga der Urkunde wird, wörtlich anklingend an die Gründungsurkunde der Stadt Elbing¹⁷⁾, hervorgehoben, daß sich die Bürger von Schönewik ein besonderes Verdienst um die Ausbreitung des Christentums erwerben würden. Man sieht, die Urkunde war in den Händen der Lokatoren ein Propagandamittel, um Siedler anzulocken und ihnen die Vorteile zu zeigen, die eine Niederlassung in der neuen Stadt bieten würde. Sie gab den neuankommenden Bürgern aber auch die Gewähr, daß der Landesherr die Versprechungen der Werber decken würde. Als Jahrhunderte später die Stadt Angerburg gegründet wurde, bat der Lokator die herzogliche Kanzlei, die Ausstellung der Handfeste zu beschleunigen, da die Siedler gedroht hätten, sonst wieder auf und davon zu gehen¹⁸⁾.

¹¹⁾ Vgl. F. R ö r i g, Stadt und Ostsee im Mittelalter (Zomsburg, Jg. 1, Leipzig 1937 S. 3—10).

¹²⁾ Der Name F i s c h h a u s e n erstmalig 1320, 17. 12. (Urk. d. Bist. Samland Nr. 224). Bischof Johann von Samland wandelte den Namen in Bischoveshusen um (erstmalig 1332, 17. 11., zuletzt 1342, 26. 7., a. a. O. Nr. 275 und 327). Seit 1350 kommt ausschließlich wieder die Bezeichnung Fischhausen vor.

¹³⁾ D. H u p p, Wappen und Siegel der deutschen Städte, Neue Reihe Heft 9 (Bremen 1936).

¹⁴⁾ Urk. d. Bist. Samland S. 101 Nr. 191, S. 119 Nr. 208.

¹⁵⁾ Staatsarchiv Königsberg Ostfol. 737 S. 52.

¹⁶⁾ Staatsarchiv Königsberg Ct. Min. 35a Privilegia der Stadt Fischhausen.

¹⁷⁾ Preuß. Urkb. I 1 S. 131 Nr. 181.

¹⁸⁾ Staatsarchiv Königsberg Ct. Min. 8a 1.

Sechs Jahre dauerte es, bis die nötige Anzahl Bürger zusammen, die Häuser errichtet und die Stadt befestigt war. Jetzt konnte auch die Stadtgemeinde constituirt werden, einer der Lokatoren wurde Schulze. Und nun erhielt die Gemeinde vom Landesherrn ihre Handfeste. Daß man ihnen nicht einfach die Handfeste von 1299 aushändigte, mag daran liegen, daß noch einige kleine Verbesserungen anzubringen waren. Im ganzen stand der Bischof aber zu seinen Versprechungen vom Jahre 1299. Denn die neue Urkunde stimmt fast wörtlich mit der älteren Urkunde überein. Daß die Urkunde von 1299 als Vorlage gedient hat, ist auch daraus ersichtlich, daß die stilistischen und sonstigen kleinen Abänderungen von dem Concipienten der neuen Handfeste in den Text der älteren Urkunde hineinverbessert sind. Das Verhältnis der drei Urkunden ist also dasselbe, wie wir es öfters bei den Gründungshandfesten der Deutschordensstädte finden. Nur daß in andern Fällen meistens zwei, nicht drei Urkunden vorliegen. So erhält bei der Gründung von Lessen im Jahre 1298 der Lokator, im Jahre 1306 die Bürgerschaft ihre Handfeste¹⁹⁾, bei Christburg ist die erstere Urkunde 1288, die andere 1290 ausgestellt²⁰⁾. In manchen Fällen ist nur eine der beiden Urkunden erhalten oder vielleicht auch nur ausgestellt worden: bei Rößel²¹⁾ und Mewe²²⁾ z. B. nur die für den Lokator, bei Jinten²³⁾ nur die für die Einwohner der Stadt.

Nur ein Umstand scheint der Meinung Recht zu geben, daß die Lokatoren bei ihrem Unternehmen gescheitert sind. In der neuen Handfeste ist von den Lokatoren nicht mehr die Rede, und der Bischof betont ausdrücklich, daß er die Stadt erbaut habe. Doch brauchten die Lokatoren gar nicht mehr erwähnt zu werden, da ihre Aufgabe nun zu Ende war und ihnen die Rechte, die sie nach Vollendung der Stadtgründung beanspruchen konnten, in der Urkunde von 1299 bereits verbrieft waren.

Wie steht es aber mit der Beteiligung des Bischofs am Aufbau der Stadt? Schon in der Urkunde von 1299 für die Lokatoren hatte er sich verpflichtet, die Stadt innerhalb von drei Jahren mit Gräben und Planken zu umgeben²⁴⁾. Wir wissen aus späteren Stadtgründungen, wie stark der Einsatz der landesherrlichen Mittel dabei war. Es war nicht Sache der Lokatoren, auf eigene Kosten z. B. das Bauholz herbeizuschaffen und die Zimmerleute und Arbeiter zu entlohnen. Dem Landesherrn standen in seinen Wäldern ein fast unererschöpflicher Vorrat an Bauholz und durch die Baupflicht seiner Untertanen billige Arbeitskräfte zur Verfügung. Daneben mußte er allerdings auch den Lohn für Handwerker und Arbeiter und die Transportkosten aufbringen. Als der Orden um 1400 in Ragnit eine Stadt errichten wollte, versprach er, dem Lokator 12 000 Balken aus Fichtenholz, jeder Balken 9—12 m

¹⁹⁾ Preuß. Urfb. I 2 S. 437 Nr. 701 u. S. 543 Nr. 860.

²⁰⁾ a. a. O. S. 330 Nr. 525 u. S. 353 Nr. 567.

²¹⁾ Voigt, Cod. dipl. Pruss. 3 S. 8 Nr. 6.

²²⁾ Pommerell. Urfb. Nr. 550.

²³⁾ Voigt, Cod. dipl. Pruss. 3 S. 91 Nr. 69.

²⁴⁾ Nos vero cum nostro labore et expensis eandem civitatem infra idem tempus (3 Jahre) fossato et plancis munitam ipsis (den Lokatoren) tenemus presentare.

lang, zu schicken²⁵). Wenige Jahre später sollte in dem neu erworbenen Samaiten eine Stadt gegründet werden. Der Gründungsunternehmer und der leitende Zimmermann forderten allein für die Herstellung der Stadtbewehrung beim Hochmeister 25 Zimmerleute und 135 Arbeiter an, die ihr Handwerkszeug mitbringen mußten²⁶). Jeder Komtur mußte in solchen Fällen einige Zimmerleute und Arbeiter stellen²⁷). Ein Sammeltransport solcher Arbeiter, die für 5 Wochen Kost mitnehmen mußten, ging z. B. im April 1406 von Elbing zu Schiff nach Labiau und von dort wohl weiter nach Samaiten²⁸). Man sieht aus diesen Beispielen, daß die Gründung einer Stadt nicht lediglich Sache der Lokatoren, sondern in starkem Maße auch die des Landesherrn war. Aufgabe des Lokators war es mehr, die Siedler herbeizuschaffen und die Niederlassung der Bürger zu überwachen, Aufgabe des Landesherrn, die Stadtbefestigung zu bauen. Die Errichtung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude war Angelegenheit der einzelnen Bürger, wenn der Stadtherr auch oft durch kostenlose Lieferung des Bauholzes helfend eingesprungen sein wird²⁹).

Bei der Gründung der Stadt Fischhausen wird es nicht anders gewesen sein, und der Bischof konnte daher mit Recht sagen, er habe die Stadt erbaut, ohne daß damit dem Verdienst der Lokatoren um die Gründung der Stadt Abbruch getan wurde.

²⁵) Staatsarchiv Königsberg DBL. c. 1400: Item Ilc schok fichtins czymmers wellen wir in schicken czu hulfe czu irre buwunge von XXX odir XL fussen lang.

²⁶) Staatsarchiv Königsberg DBL. 1406—09? Schiebl. LV Nr. 63.

²⁷) a. a. D. DBL. 1406, 11. 4. und 1410, 18. 5.; vgl. R. Clausen-Sandt, Zur Baugesch. der Memelburgen Ragnit, Splitter und Tilsit (Preussia, 29, 1931 S. 198).

²⁸) a. a. D. DBL. 1406, 11. 4.

²⁹) In der Handfeste für Fischhausen vom J. 1299 heißt es z. B.: sepe dicte civitatis civibus et omnibus inhabitatoribus indulgencia in perpetuum, ut in omnibus nostris silvis sitis infra unum miliare ligna cedant ad usum edificiorum suorum, prout unicuique opus fuerit.

Urkundliches vom Schloß Finkenstein, Kreis Rosenberg Westpr.

Von Carl Grommelt.

Heft 4 des Jahrgangs Nr. 11 dieser Zeitschrift brachte meinen Artikel „Schloß Finkenstein, eine Darstellung aus der Zeit um 1750“, und zwar als Einleitung für weitere Forschungen nach der Baugeschichte, insbesondere nach dem Baukünstler und den Bauplänen der großartigen und wertvollen Schöpfung spätbarocker Bau- und Gartenkunst im alten Preußen. In Bernh. Schmid „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen“ (Danzig 1906) ist für die Frage nach dem Baukünstler vermutungsweise auf John v. Collas hingewiesen, der von 1711—1721, mit Unterbrechung, Baudirektor und Direktor oder Inspektor der Landmesser in Preußen war. Dieser Annahme habe ich

in meiner Veröffentlichung „Die ostpr. Bauverwaltung im Anfange des 18. Jahrhunderts und der königlich preuß. oberländ. Landbau-meister und Landmesser Joh. Caspar Hinderlin, ein Beitrag zur Baugeschichte Ostpreußens“ (Allenstein 1922) begründete Zweifel entgegengestellt. Danach kommt Collas weder als Architekt des Schlosses Finkenstein in Frage, noch für die altpreußischen Schlösser Carwinden, Friedrichstein und Dönhoffstadt. Das Rätsel für Finkenstein zu lösen, ist aber noch nicht gelungen. Meine Forschungen haben darin ein-
weilen keinen Erfolg gehabt. Einschlägige Urkunden dafür waren bis-
her nicht zu finden.

Indessen entdeckte ich unlängst im Archiv des Schlosses selbst eine Akte „Alte Stücke wegen der Grotte“. Sie enthält eingehende, durch Zeichnungen belegte Darlegungen über die „Wasserkunst“ im Schloß-
park und des weiteren einige Briefe zu Einzelheiten des kunstvollen
Baus der mit angeschlossenen Muschelgrotte. Solange Nachrichten über
die Baugeschichte der gesamten Schloß- und Parkanlage nicht zu er-
halten sind, verlohnt es sich, zunächst diesem Fund zu entnehmen, wie
jene Zeit vor nunmehr über 200 Jahren mit ihren beschränkten tech-
nischen Mitteln die Frage der Beschaffung umfangreicher Wasser-
anlagen für so bedeutende Schlösser und Parks gelöst hat.

Mit der Wasserkunst befaßten sich 4 Blätter dieser Urkundensamm-
lung. Sie sind undatiert bis auf eins vom 15. 2. 1733. Aus ihm ist
erkichtlich, daß um diese Zeit die Ausführung abgeschlossen oder doch
nahezu fertiggestellt gewesen sein muß. Das Schloß selbst ist in den
Jahren 1716—1720 erbaut. Es hat also noch einer ganzen Reihe von
Jahren bedurft, um die Parkanlage mit dieser Wasserkunst und deren
Ausstattungsstücken, die das Spiel des Wassers auf mannigfache Art
in Wirkung zu setzen hatten, mit Bassins, Springbrunnen und ins-
besondere mit der Muschelgrotte zu krönen. Das Wasser lieferte ein
„Wasserkunstturm“ am Liebesfluß. In der zweiten Abbildung meines
oben genannten Artikels in Heft 4 dieser Mitteilungen, die eine Hand-
skizze aus der Handschrift des Elbinger Chirurgen Hermann am 1750
darstellt, ist dieser Turm mit Ziffer 7 links unter der Kirche, am jen-
seitigen Ufer des Flusses, zu finden. Vom Turm aus verliefen Lei-
tungen zu den einzelnen Verwendungsstellen der verschiedenen Aus-
stattungsstücke nach einem besonderen Plan. Dieser ist auf der Rück-
seite eines Blattes der aufgefundenen Sammlung verzeichnet, das ein
George Stahl, der an der Einrichtung der Wasserkunst maßgeblich be-
teiligt gewesen sein muß, mit dem Datum Finkenstein d. 15. 2. 1733 an
den Bauherrn, den Feldmarschall Grafen Fink v. Finkenstein, sandte.
In dieser Übersicht sind auch die einzelnen Leitungslängen eingetragen.
Es müßte danach möglich sein, die Verwendungsstellen wieder-
zufinden. Denn heute ist im Park nichts mehr von diesen „Wasser-
künstern“ vorhanden. Es waren da die beiden Teiche an der Auffahrts-
seite des Schlosses, in der Hermannschen Handskizze mit „Bassins“ be-
zeichnet, und 2 Bassins auf der Parkseite in der Mittelachse der Schloß-
anlage, davon eins freisrund und das weiter entfernte große Bassin
mit „7 Spring“. Auch der Wasserturm ist heute nicht mehr vorhanden.
Heute steht nur noch als allerdings bedeutendstes jener Ausstattungs-
stücke die Grotte, jedoch auch sie ohne „Wasserkunst“. Die Grotte, die

beiden Bassins an der Auffahrtseite und ebenso die im Park, nicht aber der Wasserturm, sind übrigens schon auf einem Plan von 1721 eingezeichnet, den Hans Reichow in seiner Veröffentlichung „Alte bürgerliche Gartenkunst“ (Berlin 1927) auf Seite 13 zeigt. Auch auf dem in der gleichen Schrift Seite 14 dargestellten Plan des Schloßgartens von 1772 — das Original hängt im Speisezimmer des Schlosses — ist der Turm nicht zu finden. Wenn übrigens auf der Hermannschen Skizze die Bassins vor dem Schlosse zu jener Zeit muntere Schwäne beherbergten, so bietet sich heute, da diese Schloßteiche nicht mehr vorhanden sind, ein ohne Zweifel überraschendes Bild solcher Art weithin auf der Parkseite. Auf der weiten Wasserfläche des Gaudensees, der den Blick über den „irdischen Paradiesgarten“, wie Hermann den wundervollen Park nennt, in der Ferne aufhängt, blinken schloßweiße Tupfen, tummeln sich hunderte von Schwänen. Ein Bild, das seinesgleichen sucht!

Die Sammlung „Alte Stücke wegen der Grotte“ zeigt nun auf einem anderen leider unsignierten und undatierten Blatt die Einzelheiten der Wasserförderungsanlage im Wasserturm selbst nebst einer eingehenden Erläuterung mit genauen Maßangaben. Ein großes „unterschlächtiges“ Wasserrad, 17 Fuß, also etwa $5\frac{1}{2}$ m im Durchmesser, und 4 Fuß, also rd. 1,20 m breit, wurde durch einen Stau des Liebeflusses angetrieben und übertrug die Kraft mittels der Wasserwelle, des „Stürnrads“ von 54 Rämmen und des „Trillings“ (Übertragung) auf ein überraschend einfaches Pumpwerk. Zwei Führungsstangen, mit „Stempeln“ (Kolben) am unteren Ende, die in „Stüfeln“ (Cylindern) arbeiteten und durch die „Fondüll“ (Ventile) das Wasser saugten und drückten, wurden wechselseitig in Bewegung gesetzt. Während des Hubes des einen Kolbens drückte der andere herunter und auf diese Weise das Wasser von etwa 5 m unter der Erde auf den Turm. Das oben genannte Blatt mit dem Verteilungsplan der Leitungsanlage gibt noch nähere Erläuterungen, so über die Querschnitte der Röhren und darüber, wie mit diesem Pumpwerk die beiden Behälter oben auf dem Turm gefüllt wurden, aus denen das Wasser in Fallleitungen zu den einzelnen Verwendungsstellen gelangte und dort mit entsprechendem Druck herausprang. Einer der Behälter hat 10 Schuh, also etwa 3 m höher als der andere gestanden. Seine Druckhöhe betrug 65 Schuh, also rd. 20 m, war demnach sehr beachtlich. Er faßte nach heutigem Maß rd. 14 cbm, der untere rd. 17 cbm. Die Druckröhren hatten einen Durchmesser von etwa 5 cm, die Fallröhren einen solchen von rd. 13 cm, alle in Holz. Die letzteren verjüngten sich nach den Auslässen („Springen“) zu bis zu rd. 8 bis 9 cm. Die Springbrunnen der beiden Bassins in der Mittelachse des Parks sollten bei „stillem“ Wetter rd. 9 m, die der beiden Schloßteiche an der Auffahrtseite rd. $7\frac{1}{2}$ m hoch steigen. Es war beabsichtigt, das Werk so einzurichten, daß diese Wasserkunst den ganzen Tag über wirken konnte; bei den 7 Auslässen, die allein das große Parkbassin aufwies, und unter Hinzurechnung der Grotte wahrlich eine beachtliche Leistung.

Ein weiteres Blatt der Urkundensammlung „Alte Stücke wegen der Grotte“ enthält eine „Information vor den Meister, welcher in Finkenstein nach dem neuen Modell und hiebei kommenden Riß die Wassermaschine verfertigen soll“. Sie scheint im Zusammenhang zu

stehen mit folgendem Vermerk auf einem Blatt, das die unsignierte Einzelzeichnung des Wasserwerks darstellt: „Das eine Trudwerk (Druckwerk) ist von Berlin kommen und kann also der, der es gemacht hat, befragt werden, der es am deutlichsten beschreiben kann.“ Das Modell war in $\frac{1}{4}$ der natürlichen Größe hergestellt, das des Wasserwerks in noch kleinerem Maßstabe, „weil das Modell zum Fortbringen zu groß wäre geworden.“ Modelle und Riß sind nicht mehr erhalten. Die Information aber empfiehlt gegenüber den vorher genannten Beschreibungen Änderungen des Plans dahin, daß z. B. das Wasserrad von 17 auf 20 Fuß im Durchmesser vergrößert werden möchte — das sind rd. $6\frac{1}{2}$ m —, daß statt 2 jetzt 4 Stiefel (Kolben) angeordnet würden usw. Es solle alles wohl nach dem Modell abgepaßt werden, damit z. B. „die Kolben einen Stiefel nach dem anderen ziehen und drücken und nicht auf ein mahl, sonst man die Steigrohren sprengen würde“. Aus allen Überlegungen, Nachprüfungen, aus der Herstellung von Modellen und den verschiedenen Anweisungen geht hervor, mit welcher Gründlichkeit man alles vorbereitete. Ob und wie aber die ganze Anlage sich im Betriebe bewährte, darüber ist bisher keine Nachricht zu finden gewesen.

Auch über die Wirkung der Wasserkunst in der Grotte, die in ihrer Ausstattung ein auserlesenes Kunstwerk gewesen sein muß, findet sich bislang keine Mitteilung. Diese Grotte soll in einem besonderen Artikel gewürdigt werden. Hier mag nur das kurze Erwähnung finden, was im engsten Zusammenhang mit der gesamten Wasserkunst der Vollständigkeit halber noch zu nennen ist, um ein abgerundetes Bild zu erhalten. Aus der Zeichnung, die Aufschluß über die einzelnen Verwendungsstellen mit den entsprechenden Zuleitungen gibt, ist zu entnehmen, daß zunächst die 3 Nischen der Grotte, der Eingangsseite gegenüber, je einen Auslaß hatten. Welche Form dafür gewählt war, ob „Spring“ (Fontaine) oder aus entsprechenden Wandöffnungen herabfallendes Wasser, bleibt noch ungeklärt. Jedenfalls ist ein Auffang-Bassin vorhanden, das sich vor der ganzen Länge dieser in die 3 Nischen aufgelösten Wand mit kunstvoll geschwungener Brüstung über den Fußboden hinzieht. Weitere Einzelheiten gehen aus Briefen hervor, die in der aufgefundenen Akte gesammelt sind und die der „hochfürstl. Durchl. von Holsteinsche Hofgärtner“ (Schloß Holstein bei Königsberg i. Pr.) Paul Krottendorf an den Feldmarschall Grafen Zinckenstein gerichtet hat. Danach hatte der letztere angeordnet, in den 4 Ecken des Raums noch je 1 Postament mit einer Base aufzustellen, in denen „Wasser spielen sollte“. Außerdem war überlegt worden, in der Mitte der Grotte eine Röhre aufzuschrauben, damit das Wasser sich auch auf der Tafel“, „so drin (in der Grotte) gespeiset wird“, unmittelbar und in den Wandspiegeln „präsentieren“ könnte. Dann ist dort noch die Rede von einer weiteren Anwendung der Wasserkunst, und zwar im Rahmen der Darstellung einer Handlung aus einer Fabel des Aesop, jenes bekannten griechischen Fabeldichters aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. In Bildhauerarbeit hergestellt, sollte eine Schlange ein Stachelschwein anspeien. Außerdem waren vor der Mittelnische Delphine angeordnet, die zweifellos auch Wasser gespien haben. Schließlich wird ein „Fegier-Spring vor die eingänge der Grotten“ genannt.

Es ist anzunehmen, daß damit die Einrichtung gemeint ist, die sich der Feldmarschall wohl als besondere Belustigung ausgedacht hat. Heute noch wird jedenfalls erzählt, daß auf ein besonderes Zeichen hin verborgene Fontänen in Tätigkeit traten, die die Gäste überraschend mit Wasser besprengten. Das Zeichen habe der Feldmarschall gegeben, der dazu einen besonderen Standort eingenommen haben soll, auf dem er von den Wasserstrahlen nicht getroffen werden konnte. Alles in allem muß das Spiel des Wassers in dieser in Plastik und Farbigkeit so reichen Grotte, unterstützt durch die Mitwirkung strahlender Beleuchtung mannigfacher Art und die Verwendung von Spiegeln, ungemein eindrucksvoll gewesen sein.

Zusammengefaßt gebührt der gesamten Wasserkunst der Finkensteiner Schloßanlage dieses Urteil: Es scheint eine in ihrer Art zum mindesten im alten Preußen höchst seltene, wenn nicht einzigartige Leistung gewesen zu sein. Daß darüber Urkunden erhalten sind, ist angesichts des allgemeinen Mangels an Belegmaterial solcher Anlagen von nicht unwesentlicher Bedeutung.

Eine untergegangene Industrie im Stradißthal

Von H. Lenz.

Man sieht es dem kleinen Stradißfluß nicht an, welche wirtschaftliche Bedeutung er in der Vergangenheit gehabt hat. Oft genug aber hat er zur Zeit der Schneeschmelze und nach Regengüssen gezeigt, was für eine unbändige Kraft in seinen Wassern steckt. Von jeher mußte der Stradiß seine Wasserkraft für die Wassermühlen hergeben, deren älteste die Zintener ist. Schon der Orden nimmt 1352 in der Zintener Handfeste auf die „Mühlen Stete“ Bedacht, und sie ist 1531 urkundlich belegt, indem in diesem Jahre ein Müller Bartholomäus Rober „die Kornmühle zu Zinten von Herrn von Samlandt (Georg v. Polenz) angenommen hatte“. Wo sich aber im 17., 18. und 19. Jahrhundert ungefüge Kloträder wälzten und schwere Hämmer stampften, ist es still geworden, und man sucht die Stätten ehemaliger reger Industrietätigkeit vergebens. Man kann aber die wirtschaftliche Bedeutung dieser Anlagen nur aus der Zeit heraus beurteilen, in der sie entstanden.

Unterhalb der Stadt Zinten nimmt der Stradiß den Jädnißbach auf und erhält durch ihn eine recht bedeutende, gleichbleibende Wasserzufuhr; außerdem ist von der Vereinigungsstelle beider Flüsse ab, durch die letzten Bodenwellen des Stablads beeinflusst, das Gefälle bedeutender, darum entstanden die ersten Industrien (Papiermühlen und Eisenhämmer) zuerst unterhalb Zintens bei Nauffeden und Eßer.

Schon im Jahre 1717 erregte der Eisenhammer bei Brandenburg durch seine Leistungen Aufsehen, der für seine Fabrikate (Brandruten, Preßbesläge, Tuchscheerplatten, Pfanneisen, große Dreifüße, die damals in jedem Haushalt zu finden waren, und dergleichen) eine besondere Niederlage bei dem Meister, Bürger und Kupferschmied Joh. Hein-

rich Ebel in der Krummen Grube zu Königsberg hatte. Um 1750 wurde dort auch eine Schnallenfabrik eingerichtet, die aber bald, da die Wasserkraft nicht ausreichend und beständig genug war, nach Ecker verlegt wurde¹⁾.

1747 erbauten die Gebrüder Guenther, die Besitzer von Ober-, Unterecker und Nausseden, gemeinschaftlich den ersten Eisenhammer in Nausseden, den sie vererbpachteten. 1790 verkauften sie denselben an den Grafen von Hülßen auf Dösen, und der Hammer wurde von Ecker getrennt und abgeschriebe²⁾. Das Gut Nausseden verkaufte der Kammersekretär Guenther an Carl von Podewils. So wurden Gut und Hammer voneinander getrennt. Anstatt des großen Eisenhammers wurde ein kleiner Zainhammer eingerichtet, unter dem das in Königsberg „damals zu einem wohlfeilen Preis erkaufte Stabeisen und das viereckige, starke Eisen dünne zu sogenannten Knoppereisen für die Nagelschmiede und anderem Bedarf, auch zum Gebrauch der Schnallenfabrik, gestreckt wurde³⁾“. Der kleine Zainhammer stand da, wo heute die Nausseder Mühle steht, und befand sich unter einem Dach mit dem Wohnhause.

Der Nausseder Stausee vermag bei einer Gesamtfläche von 10 000 Quadratmetern und 3 Meter Tiefe 30 000 Kubikmeter Wasser zu fassen. Nach Bod⁴⁾ hat ein in der Anlage von Eisenhämmern besonders geschickter Königsberger, den er mit C. R. A. s bezeichnet, im Jahre 1770 da, wo vormalig die Schwarzeisenschnallenfabrik gestanden, noch ein anderes Eisenwerk angelegt. Es bestand aus einer Esse nebst einem 350 Pfund schweren Eisenhammer, den ein 12 Fuß hohes Klotzrad bewegte, und aus einem 120 Pfund schweren Streckhammer, der durch ein 12 Fuß hohes Schaufelrad getrieben wurde. Es wurde nur altes Eisen zusammengeschnitten und zu allerlei Werkzeugen und Ambossen, Sperrhaken, Zapfen und Mühlenwellen, Spaten und großen Sägeblättern verarbeitet.

Im Jahre 1769 wurde der Zainhammer in eine Blankeschmiede mit einem Breit-, Reck- und Polierhammer verwandelt, zu dem auch ein Schleifwerk gehörte, „so daß nunmehr alle nur erforderlichen Schneidezeuge sowohl für Künstler, als auch für die Haushaltungen und Schneidemühlen gefertigt werden konnten. Nebenbei wurde eine Eisenschmelze mit dem dazu erforderlichen Ofen und großen Hammer angelegt, in welcher nicht allein vielerlei Sorten Stangeneisen nach eines jeden Verlangen geredet, sondern auch große Kurbeln, Schaufeln und Zapfen zu allerlei Arten von Mühlen, auch Ambosse, Sperrhaken, Posseln, Arzte, Häckselmesser, Sägen für Schneidemühlen, Pflug- und Hakenscharren und dgl. Geräte mehr geliefert wurden. Die Güte des daselbst gearbeiteten Eisens hat bisher (1783) eine so starke Abnahme befördert, daß in dieser Fabrik nicht soviel kann gefördert werden, als auch nur hier im Lande die Nachfrage ist. Der

¹⁾ Bod, Friedrich Samuel: Versuch einer wirtschaftlichen Naturgeschichte von dem Königreich Ost- und Westpreußen, Dessau 1783, Bd. II, S. 510 f.

²⁾ Grundakten Abl. Nausseden Bl. 91, 99.

³⁾ Bod II, 511.

⁴⁾ Bod II, 521.

Abſatz könnte viel größer ſein, wenn bei dem ſtarken und beſtändigen Waſſer noch eine Schmelze angelegt würde⁵⁾.“

„Die Schmelzeſſe enthält im Durchmeſſer ungefähr drittehalb Fuß und liegt ganz in der Erde. Er kann zwar einen Zentner altes Eiſen bei ſich in die Schmelze bringen. Die Erfahrung aber hat ihn gelehrt, daß, je kleiner die Schmelze und je beſſer das Gebläſe, deſto mehr Eiſen herauskommt. Das alte Eiſen muß drittehalb bis drei Stunden röſten, ehe es gar und zur Schmelze gebracht wird. Es wird von zween großen Blaſebälgen, die das Waſſer treibet, ſo lange in der Glut erhalten, bis ſich der große Eiſenkumpen (Gans oder Werſte ſchon im Altertum nach der tieriſchen Form ſo benannt) zeigt. Dieſer Klumpen wird auf der Erde eine kurze Zeit gewälzt und mit Poſſekeln geſchlagen, damit er ſich ein wenig abkühle und erhärte, nachher aber unter dem großen Hammer durchgearbeitet und zu ſolchen Sachen zubereitet, die jedesmal angefertigt werden ſollen. So lange dieſe Schmelze röſtet, wird über derſelben das zuvor geſchmolzene Eiſen zum Ausreden in allerhand Sorten geglühet. Man braucht hier zur Schmelze nur zwei Leute, die teils das Feuer regieren, teils die Eiſenſtangen unter dem Hammer reden. Wenn große Stücke zu verfertigen ſind, ſo hat man gewiſſe *Krahn*e angebracht, die Eiſenſtücke ganz leicht aus dem Feuer nach dem Hammer zu bringen⁶⁾.“ So war die Eiſeninduſtrie in Eſſer den anderen Induſtrien zu damaliger Zeit daſelbſt (Papiermühlen, Säge- und Waſſermühlen) durchaus ebenbürtig.

Der Name Ober- und Untereſſer rührt von den Papiermühlen her, von denen eine 1632, die andere 1682 von den Familien Heinrich und von Krenken angelegt wurden. Der Waſſerverbrauch wurde durch den ſogenannten Oberteich, aus welchem zwei Waſſerarchen das Waſſer aufnahmen, und eine Schleuſe im rechten Stradikarm geregelt. Die Oberereſſer durfte, wie es ein Vertrag von 1784 beſtimmte, das im Oberteich geſammelte Waſſer nur in vier Gängen zu gleicher Zeit laufen laſſen, weil es ſonſt die Untereſſer nicht zu halten vermochte. Und doch ſind auch hier, ebenſo wie in Zinten, zwiſchen Waſſer- und Walkmühle Differenzen nicht ausgeblieben und haben zu langwierigen Prozeſſen geführt. Von den Papiermachern und Schmieden der Eſſer wohnten viele in Zinten und laſſen ſich in den Kirchenbüchern nachweiſen.

Im Jahre 1855 errichtete der Kaufmann Fendt aus Königsberg an Stelle der Papiermühle einen dritten Eiſen- und Kupferhammer in Oberereſſer. Aus einem Vertrage⁷⁾, den dieſer (er war Beſitzer von Oberereſſer) mit dem Gutsbeſitzer Willuſki-Allenburg abſchloß, und nach welchem er das Gut Oberereſſer mit der Mahlmühle auf 12 Jahre verpachtete, erſehen wir, wie ſich der Betrieb des Eiſenhammers in Oberereſſer geſtaltete. Fendt behielt ſich ſelbſt die beiden Eiſenhammer ſowie den Kohlenſchuppen und die Wohnung nebst Garten und Kartoffel-land für den Hammermeiſter vor.

Der Pächter hatte die Verpflchtung, alle 14 Tage auf Verlangen das auf den Eiſenhämmern gefertigte Eiſen nach einem der nächſt-

⁵⁾ Bod II, 518 f.

⁶⁾ Bod II, 520.

⁷⁾ Grundakten Zinten, Oberereſſer Bl. 1.

liegenden Bahnhöfe, Kobbelsbude oder Ludwigsort, zu schaffen und von da das zum Betrieb notwendige Material zurückzunehmen. Wenn es nötig war, mußte er auch zwischenein eine zweispännige Fuhre stellen. Als Entschädigung erhielt er jährlich 500 Pfund neues Stangeneisen aus dem Hammer nach seiner Wahl. Für jeden Zentner fertigen Eisens, welches nach Königsberg geschickt wurde, erhielt er für das Verwiegen und Abnehmen des Eisens einen Silbergrofchen, für jeden Zentner Eisen, der aus den Hämmern zum Königsberger Preise verkauft wurde, fünf Silbergrofchen.

Fendt ließ zum Betriebe der Hämmer sogar den Wald abholzen, und das eingeschlagene Holz und die Stubben mußte der Pächter gegen eine Entschädigung von 20 Silbergrofchen für jedes Achtel an die betreffenden Köhlerstellen schaffen und die fertigen Kohlen in den Schuppen bringen. Das Eisen, das der Pächter zum fabrikmäßigen Betriebe der kleinen Schmiede verbrauchte, wurde aus dem Hammerwerke geliefert. Den zwei im Gute wohnenden Hammerarbeiterfamilien mußte der Pächter Wohnung gewähren.

Die Eisenhämmer blieben solange gesichert, bis die Einfuhr fremder Erze sie unwirtschaftlich machte.

Im Jahre 1837 erwarb der Färbermeister Rudolf Kindelmann von der Stadt Zinten eine wüste Stelle von 148 Quadratrueten (2073 qm) am Stradißfluß bei der Damerau und erhielt die Erlaubnis, dort einen Eisenhammer zu errichten⁹⁾. Kindelmann war gebürtiger Schweizer. Er stammte aus Wald im Kanton Zürich und wurde 1827 Zintener Bürger. Aus seiner Heimat kannte er die Ausnutzung der Wasserkraft, und die damals schon vorhandenen Eisenhämmer dienten ihm als Muster. Durch ein Bollwerk staute er einen Teich an, und beim Bau des Eisenhammers half ihm ein Geselle aus dem noch heute tätigen Eisenhammer Zinken. Mit Genehmigung der Königlichen Regierung nannte Kindelmann den Eisenhammer nach seinem Vornamen „Rudolfshammer“. Hier wurden bis zu 1000 Stein (1 Stein = 20 Pfd.) altes Eisen zu Stangen verarbeitet, die einen Wert von 1500 Talern hatten. Kurz vor seinem Tode, im Jahre 1840, verkaufte Kindelmann seinen Eisenhammer an den Eisenfabrikanten Michael Schimanski aus Nausseden, der dadurch alle Eisenhämmer des Stradißtals in seiner Hand vereinigte. Als seine Frau gestorben war, gab er jedem seiner drei Söhne einen Eisenhammer, und sein Sohn Anton bekam den Rudolfshammer, den dieser im Jahre 1868 für 22 000 Taler an seinen Bruder Michael verkaufte, von dem ihn dessen Sohn Franz Schimanski erhielt, welchen die ältesten Zintener noch gekannt haben.

1872 erbaute Michael Schimanski an Stelle des alten Eisenhammers eine Mehlmühle (Wassermühle) mit zwei Mahl- und einem Graupengang. Durch neuzeitliche Einrichtungen gewann die Mühle von Jahr zu Jahr an Bedeutung, so daß sich allgemein die Bezeichnung „Mühle Rudolfshammer“ durchgesetzt hat. Aus dem einfachen Eisenhammer ist im Laufe von 100 Jahren eine hochmoderne Industrieanlage geworden und der Landbesitz von kaum 1 Morgen auf 141 ha gewachsen.

⁹⁾ vgl. Benz: 100 Jahre Mühle Rudolfshammer (Natanger Tageblatt 1937, Nr. 238).

Raum bekannt ist es bisher geworden, daß sich im Jahre 1830 auch zu Regnitten, Kirchspiel Börschten, ein Eisenhammer befunden hat. Im Grundbuch Regnitten Bl. 7 heißt es: „Die Jakob Friedrich Ehrengott und Amalie Julianna Wilhelmine, geb. Krüger, Herz'schen Eheleute verkaufen ihre im königlichen Dorf Regnitten gelegene Erbpachtswassermühle und den auf dem Grund und Boden dieser Mühle aufgebauten Eisenhammer an den Eisensfabrikanten Christian Ludwig Braun für 700 Tlr. zum alleinigen Eigentum.“ Der Eisenhammer bestand aus dem eigentlichen Hammer und einer kleinen Schmiede.

Buchbesprechungen

Gottfried Runze: Glaube und Politik. Zur Idee des Deutschen Ordens. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1938, 93 S., 8°.

Das lebhafteste Interesse, das die geschichtliche Erscheinung des Deutschen Ordens weithin in unseren Tagen findet, wendet sich in zunehmendem Maße seiner inneren Struktur zu. Leider sind es nicht immer Berufene, die gerade zu dieser Frage das Wort ergreifen; je mehr es bisweilen an der gründlichen Kenntnis der Einzeltatsachen wie des gesamten zeitgeschichtlichen Rahmens mangelt, um so unbefümmelter werden eigene Ideale politischer oder religiöser Art einseitig in die „Idee“ des Ordens hineingetragen. In diese Gruppe darf die vorliegende Schrift nicht eingereicht werden. Zwar scheint der Verfasser nicht Historiker von Fach zu sein; auch stützt er sich nicht auf ein schöpferisches Quellenstudium. Aber die für sein Thema wesentlichen Quellen hat er mit gutem Verständnis benutzt und ist ernstlich bemüht, nichts in sie hineinzulesen, sondern sie in ihrer zeit- und weisensgebundenen Art zu uns sprechen zu lassen. Er bekennt selber, nicht eigentlich von geschichtlichem Interesse, sondern von einer brennenden Tagesfrage ausgegangen zu sein, von der Frage nach dem Verhältnis des „politischen“ zum „religiösen“ Menschen. Dieser für den modernen Menschen fast selbstverständliche Gegensatz ist nach Runze als solcher in das Wesen des Ordens von seinen verschiedenen Beurteilern zu Unrecht hineingetragen worden. R. sucht vielmehr in phänomenologischer Betrachtungsweise zu zeigen, daß sowohl das Geistlich-Transzendente wie das Innerweltliche zum Wesen des Ordens gehören und als eine Einheit begriffen werden müsse, die gegenüber dem schon im Mittelalter deutlich werdenden Auseinanderfallen dieser beiden Prinzipien vom Orden selbst bewußt als eine höhere Ebene politischer Aktivität angesehen wurde. Für R. ist diese spannungsreiche „Totalität“ bereits in der Person Hermanns von Salza verkörpert, der sich damit weit über die Rolle eines bloßen Friedensvermittlers zwischen Kaiser und Papst zu einer führenden Weltstellung erhebt. Erst sie ermöglicht ihm sein politisches Werk, die Gründung des Ordensstaates. Die gleiche „Totalität“ findet R. aber in den Statuten des Ordens lebendig; überall sind hier scheinbare Gegensätze, wie Führung und Selbstverantwortlichkeit, Gemeinschaft und Persönlichkeit, Schicksal und Charakter, Schaffen und Glauben, Staatliches und Kirchliches, als polare Spannungen einer höheren Einheit zu begreifen. Dem entspricht die weitherzige Art, wie der „geistliche“ Orden in der Regierung seines Landes die weltlichen Belange seiner Untertanen berücksichtigt. R. findet diese spannungsreiche Einheit auch im inneren Leben des einzelnen Ordensmitgliedes, und hier decken sich ihm die Gedankengänge der Ordensbrüder mit denen der Mystik (etwa Meister Eckharts). Auch diese verbindet konsequente Deseitsbezogenheit mit gleich starker Sehnsucht nach dem Jenseits zu einer höheren Einheit, die aber keine träge Ruhe ist, sondern in der polaren Spannung zwischen Gott und Kreatur, zwischen Gottnähe und Gottferne ihre dauernde Bewegtheit erhält. Als Beweis dafür wertet R. die bekannte

Schrift des ungenannten Frankfurter Deutschherra vom Ende des 14. Jahrhunderts, „Eyn Deutsch Theologia“, aus. Ihre Analyse führt den Verfasser zurück auf den in den Statuten verankerten Anspruch des Ordens, eine irdische und eine himmlische Ritterschaft zu sein, läßt ihn die Ordensbrüder als weltverneinende Mönche und weltbefahende Staatsgründer verstehen, alles im Sinne der Vereinigung zu einer höheren Totalität mit entsprechend gesteigerter Leistung.

Man kann zweifelnd fragen, ob diese Gedankenführung des Verfassers sich nicht zu sehr im Theoretischen bewegt, ob der tatsächliche Verlauf der Geschichte des Ordens sich immer in den Bahnen dieser Totalität bewegt hat. Findet man den Ordenszweig in deutschen Landen, der im Grunde unbeschwert bleibt von den Aufgaben einer ausgesprochenen Landesregierung, vielfach stärker religiösen Fragen hingegeben als die Brüder in Preußen und Livland, so wird auch dem Versuch gegenüber, die in jenen Kreisen entstandene „Theologia Deutsch“ für die Erfassung der inneren Haltung des Gesamtoordens auszuwerten, eine gewisse Zurückhaltung am Platze sein. Dieser Vorbehalt kann aber nicht verhindern, anzuerkennen, daß hier ein ernster Versuch vorliegt, den Orden in seiner Einzigartigkeit, die in einer ganz bestimmten geschichtlichen Situation verankert ist und zu einer unvergleichlichen politischen Schöpfung geführt hat, zu begreifen. Jedenfalls bietet das auch sprachlich erfreuliche Büchlein der Ordensgeschichtsforschung Anregungen, die ihr zwar nicht gänzlich neu sind, die sie aber trotzdem immer von neuem sorgfältig beachten, mindestens prüfen muß, um das historische Phänomen „Deutscher Orden“ nicht falsch oder einseitig zu sehen.

Königsberg (Pr.).

Bruno Schumacher.

Grenzmarkführer, hrsg. von Erich Weise und Hans Jakob Schmidt. Heimatblätterverlag. (Schneidemühl 1937.)

Von der Folge der Grenzmarkführer liegen uns vor: Ordenskomturei Schlochau von Karl Kasiske. — Eckpfeiler Fraustadt von Willi Schober. — Grenzfesten Pr.-Friedland von Kurt Gutowski. Drei ganz verschiedene Schriften in Anlage und Auffassung, aber hinsichtlich Stoffbeherrschung und Darstellung gleich gut. Kasiske gibt eine ausgezeichnete, auf eingehendem Quellenstudium beruhende Darstellung der Siedlungsgeschichte der Ordenskomturei Schlochau, die in dem äußerst wichtigen Nachweis gipfelt, daß die Herrschaft des Ordens in diesem Gebiete dem Lande die Züge aufgeprägt hat, die es heute noch trägt. Schober gibt das Bild einer deutschen Stadt, die von Schlessien aus gegründet, 1343—1793, also genau 450 Jahre unter der Krone Polen stehend, trotzdem ihren deutschen Charakter stets treu bewahrt hat. Hier ist der Höhepunkt die Schilderung des geistigen Lebens, das bedeutende Männer, wie den Pfarrer Valerius Herberger, den Kantor Melchior Teschner und den Schulmeister und Chronisten Kaspar Hoffmann aufzuweisen hat. Auch Andreas Gryphius, der schlesische Dramatiker, ist der Stadt eng verbunden, und Anna Luise Karschin hat dort ihre dornenvolle zweite Ehe durchlebt. Gutowski schildert ein Städtlein, das als Grenzfesten gegen die polnische Kraina vom Orden gegründet, sich auch seinen Charakter als deutsche Stadt durch die Jahrhunderte erhalten hat und heute noch, von keiner Eisenbahn berührt, sein überraschend ausgeprägtes Sonderleben führt, in fesselnder Weise. Es darf vielleicht darauf hingewiesen werden, daß eine sehr bemerkenswerte Schilderung des Lebens in Pr.-Friedland aus der Zeit der Wiedervereinigung mit Preußen sich in den Jugenderinnerungen Karl Friedrichs von Klöden findet, die dem Verfasser entgangen zu sein scheint.

Rollmann.

Rohde, Alfred: Königsberger Maler im Zeitalter des Simon Dach, Königsberg: Ost-Europa-Verlag (1938), 30 S. u. 24 S. Abbildungen.

Der Titel des Büchleins ist gewagt in zweifacher Hinsicht, denn einmal fragt es sich, ob der stille und bescheidene Simon Dach das Gesicht seiner Zeit wirklich so bestimmt hat, daß man das 17. Jahrhundert als sein „Zeitalter“ bezeichnen kann, und zum andern rechnet Rohde unter Königsberger Maler

auch solche, die, in Königsberg geboren, bald „den engen Rahmen ihrer eigentlichen Heimat sprengten und in andere Landschaften hineinwuchsen oder von auswärts kamen und im fernen Nordosten eine neue Wahlheimat oder entscheidende Anregungen, den Weg zu ihrer eigentlichen Aufgabe fanden“. Wenn man aber Simon Dach als Repräsentanten einer aufsteigenden bürgerlichen Kultur gelten läßt, mit der sich die nach dem Tode Herzog Albrechts immer mehr absteigende höfische Kultur gewissermaßen auf einer Ebene getroffen hätte, und wenn man mit Rohde der Überzeugung ist, daß alle von ihm behandelten Maler „der gleiche Raum der geistigen Gemeinschaft und die Verbundenheit gleicher Heimaterde“ zusammengeschlossen hat, wird man den Titel des Buches gelten lassen und damit auch den Versuch, so verschiedenartige Persönlichkeiten als „Königsberger Maler“ zusammenzufassen. Diese sind Anton Möller, der „Maler von Danzig“, der Hofmaler Daniel Kose, Johannes Krieg, der Böhme Mathias Czwiczik, Soldat, Hofmaler und Porträtist des Großen Kurfürsten, Michael Willmann, dessen künstlerische Tätigkeit sich noch mehr als die Anton Möllers außerhalb seiner Vaterstadt Königsberg abspielte, und der Kurländer Dietrich Ernst Andraë, der einige Jahre in Königsberg gelebt und hier entscheidende Anregungen empfangen hat. Über all diese Künstler weiß Rohde in knapper, aber ansprechender Form das zu sagen, was sie besonders mit Königsberg verbindet. Die Schrift ist anlässlich einer gleichnamigen Ausstellung in den Kunstsammlungen der Stadt Königsberg entstanden, ist aber über diesen Anlaß hinaus ein bleibender Beitrag zur Geschichte der Kunst in Königsberg. F. G a u s e.

Staszewski v., Kurt, und Stein, Robert: Was waren unsere Vorfahren? Amts-, Berufs- und Standesbezeichnungen aus Ostpreußen. (Einzelschriften des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen e. V., H. 2.) Königsberg: Selbstverlag des Vereins 1938. 112 S.

Die beiden bekannten Heimatforscher haben in mühsamer Einzelarbeit aus einem weitläufigen Quellenmaterial etwa 2000 Bezeichnungen aus allen Gebieten des öffentlichen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens gesammelt und mit Erläuterungen versehen und legen sie in alphabetischer Reihenfolge als Nachschlagewerk vor. Das Bedürfnis nach solch einem zuverlässigen Führer durch die große Zahl heute oft nicht mehr gebräuchlicher Bezeichnungen ist immer dringender geworden, je weitere Kreise die Familienforschung nicht nur zur Beschaffung von Urkunden, sondern mit wirklichem Interesse für das Leben ihrer Vorfahren und die Umwelt, in der es sich bewegte, betreiben. Sie alle, aber auch die Historiker überhaupt, werden den Verfassern dankbar sein, daß ihnen ein Griff nach diesem Buch jetzt das leistet, wozu früher oft zeitraubende und kostspielige Nachfragen nötig waren.

Die Verfasser haben ihre Sammlung bewußt auf Ostpreußen, d. h. die früheren Provinzen Ost- und Westpreußen beschränkt. Einmal entsprach das ihrem Arbeitsgebiet, und zum andern sind die Verhältnisse gerade in diesem Gebiet, in das Einwanderer aus allen deutschen Gauen gekommen sind, besonders verwickelt und bisher noch nicht genügend erforscht gewesen. Die Arbeit ist zwar weit mehr als ein erster Versuch, als welchen die Verfasser selbst ihn bezeichnen, aber dennoch werden für eine hoffentlich bald notwendige werdende zweite Auflage einige Anregungen zu weiterem Ausbau willkommen sein.

1. Für die ältere Zeit hätte eine Durchsicht der Sachregister einiger Quellenpublikationen, wie sie von Töppen, Lohmeyer, Joachim und Ziesemer besorgt worden sind, noch manche Ausbeute ergeben.

2. Die Amtsbezeichnungen waren früher so spezialisiert, daß eine Vollständigkeit kaum zu erreichen sein dürfte, immerhin könnten noch manche Bezeichnungen, wie Landbaumeister, Domänenrentmeister, Salarienkaßsirendant, Magazinier — um nur einige zu nennen — aufgenommen werden.

3. Es ist eine grundsätzliche Frage, ob lateinische Bezeichnungen in solch ein Buch aufgenommen werden sollen. Wenn man es tut, muß man es aber überall da tun, wo lateinische Bezeichnungen neben den deutschen üblich

waren. Bei Hauskomtur steht z. B. das lateinische Vizekommendator (aber ohne daß es als besonderes Stichwort ausgeworfen ist), während der Kommandator beim Komtur ganz fehlt. Auch lateinische Bezeichnungen aus dem Schulleben, für die es keine deutschen Entsprechungen gibt, fehlen, z. B. Collaborator, Con-, Pro- und Subrektor, während Ludimagister, Ludimoderator u. a. aufgenommen sind.

4. Mehrere Bezeichnungen sind auf eine bestimmte Stadt beschränkt, z. B. Salpetersieder auf Thorn, Billettierherr und Wettherr auf Königsberg. So willkommen diese Angaben als Quellenbelege sind, so darf doch dadurch nicht der falsche Eindruck erweckt werden, als wenn diese Bezeichnungen nur in den angeführten Städten üblich gewesen seien. Ähnlich waren die Assesoren nicht nur Beisitzer der in der Erläuterung genannten Kollegien, sondern auch Mitglieder der städtischen Räte ohne bestimmtes Amt.

Von Einzelheiten sei nur bemerkt, daß Teichgräber nicht Gelegenheitsarbeiter in späterem Sinne waren, sondern Unternehmer, die für die Wasser- und Teichwirtschaft sehr wichtige Arbeiten mit geworbenen Arbeitskräften ausführten. Die barocke Deutung des Wortes Pfaffe müßte nicht nur als bestritten bezeichnet, sondern entschieden abgelehnt werden und wäre am besten unerwähnt geblieben.

J. Gause.

Serford, Paul Hermann. Der Domprediger Hermann Serford in Königsberg. Mit einer Chronik seines Stammes, Bildern und Zeit tafeln. Mit 51 Abbildungen und einer farbigen Wappentafel. Königsberg. Gräfe und Unzer. 1937.

Das vorliegende, schön ausgestattete Buch ist das Werk herzlicher Pietät für des Verfassers Vater, der 1882—1909 Domprediger in Königsberg war und sich großen Ansehens erfreute. Der 1. Teil beschäftigt sich mit der Herkunft der weitverzweigten Familie, der 2. überwiegend mit der Persönlichkeit des Dompredigers. Es versteht sich, daß das Buch sich in erster Linie an die Sippengenossen wendet. Vieles, was aus Briefen, Tagebüchern u. dgl. entnommen ist, wird sogar diese allein angehen. Aber da die umfangreiche Stoffsammlung sich auch auf viele angeheiratete und befreundete Familien erstreckt, wird sie auch dem Familienforscher manches bieten. Selbst der Historiker kann aus dem Buch Gewinn ziehen, wenn er sich aus dem bunten Mosaik der eingehenden Schilderungen des Lebens eines bestimmten bürgerlichen Kreises, der sich um eine preußische Pfarrerrfamilie des 19. Jahrhunderts gruppiert, zu einer Kulturschau durcharbeitet.

Krollmann.

Unsere Mitglieder werden gebeten, den Beitrag für 1938 (Einzelmitglieder 6,00 RM., Körperschaftliche 15,00 RM.), soweit es noch nicht geschehen, auf das Postcheckkonto des Vereins, Königsberg 4194, zu überweisen.

Königsberg (Pr)

Kommissionsverlag Gräfe und Unzer, Königsberg (Pr)

Druck: Graphische Kunstanstalt G. m. b. H. Königsberg (Pr), Tragheimer Pulverstraße 20, Fernruf 37061. ☉

1938